

sekonzpts und empiriegesättigten Fallstudien. Vor allem die Beispiele aus Entwicklungsländern helfen, die hiesigen Informationslücken zu verkleinern. Leider fehlt eine explizite Befassung mit den so distinkten Produktions- und Lebenswelten von Immigranten-*communities* in westlichen Metropolen, wie sie etwa Green im obengenannten Buch beschrieben hat. Unerwähnt bleibt auch die in den Industrieländern an Bedeutung gewinnende Telearbeit. Die wichtigste Leistung des Bandes ist aber, daß die aktuellen globalen räumlich-funktionellen Umbauten der Ökonomie nicht nur als neue strukturelle Zwänge gezeichnet werden, die die benachteiligte Position von Frauen weiter zementieren – das sind sie zweifellos oft genug-, sondern daß auch die Möglichkeit des kreativen Erschließens neuartiger Handlungsspielräume in den Blick kommt, die Frauen in ihrem Sinne nützen.

Gerhard Meißl, Wien

Angela Groppi Hg., *Il lavoro delle donne*. (Mit Beiträgen von Renata Ago, Franco Angiolini, Angiolina Arru, Maria Vittoria Ballestrero, Isabelle Chabot, Andreina De Clementi, Lucia Ferrante, Roberto Greci, Angela Groppi, Simona Laudani, Raul Merzario, Maria Linda Odorisio, Alessandra Pescarolo, Gabriella Piccinni, Carlo Poni, Raffaele Romanelli, Simonetta Soldani sowie einer umfangreichen Gesamtbibliographie). Rom/Bari: Editori Laterza 1996, 530 S., Lire 50.000,00, ISBN 88-420-4868-2.

Il lavoro delle donne (Die Arbeit der Frauen) erschien im Rahmen eines prestigeträchtigen editorischen Unternehmens des Verlags Laterza, der verbändigen *Storia delle donne in Italia* (Geschichte der Frauen in Italien). Die drei anderen Bände dieser Reihe sind *Donne e fede* (Frauen und Glaube), herausgegeben von Lucetta Scaraffia und Gabriella Zari, sowie *Storia del matrimonio* (Geschichte der Ehe), herausgegeben von Michela De Giorgio und Christiane Klapisch-Zuber, und *Storia della maternità* (Geschichte der Mutterschaft), herausgegeben von Marina D'Amelia.

Il lavoro delle donne, die Geschichte von der Rolle und der Bedeutung der Frauen in der italienischen Wirtschaft vom Mittelalter bis zur Gegenwart, stellt eine entscheidende Wende innerhalb der *Women's Studies* in Italien dar. Der Band leistet nicht nur eine wissenschaftliche Bilanz zum Thema Frauen und Arbeit – mit Beiträgen von Vertreterinnen und Vertretern der Geschichtswissenschaft, der Anthropologie, der Wirtschafts- und Rechtswissenschaften. Er präsentiert sich auch einem breiten und nicht notgedrungen fachlich spezialisierten Publikum als originäres Ergebnis jener Forschungsarbeiten, die sich in den letzten zehn bis fünfzehn Jahren mit der Geschichte der italienischen Frauen beschäftigt haben: Es ist sicherlich kein Zufall, daß sowohl die Herausgeberin Angela Groppi als auch viele Autorinnen des Bandes die wichtige Erfahrung der gemeinsamen Arbeit an *Memoria*, der italienischen Zeitschrift für die Geschichte der Frauen, erschienen 1981–1991, gemacht haben.

Methodisch besonders interessant ist *Il lavoro delle donne* auch deshalb, weil er auf einen Vergleich mit anderen Ländern angelegt und auf eine Konfrontation mit anderen Disziplinen ausgerichtet ist. Das Thema „Arbeit“ wird damit in ein semantisches Feld eingeschrieben, das höchst komplex ist: Die wirtschaftliche Rolle von Frauen in Italien, einem Land, in dem das Aufblühen der Städte und des Handels bereits im Mittelalter den Frauen neben dem Ackerbau wirtschaftliche Initiativen in Handel und Gewerbe und hohe Fertigkeiten in der Weberei ermöglichten, war vielschichtig und alles andere als marginal.

Neben Untersuchungen zur Arbeit von Frauen im Vergleich zu jener der Männer enthält der Band auch Beiträge zur Prostitution und zur neuzeitlichen Sklaverei, zu den Besitzverhältnissen und zur Mitgift, zu den Auswirkungen der technologischen Veränderungen und zur Rolle des Staates als Arbeitgeber. Eine solche Themenvielfalt ergibt sich aus dem innovativen theoretischen Ansatz, der den Besonderheiten des Forschungsgebietes entspricht: Die hier versammelten Beiträge überschreiten die traditionelle Gegenüberstellung von produktiven und reproduzierenden Arbeiten, die stattdessen als Zusammenhang untersucht werden, und belegen so eindrucksvoll ein Faktum, das lange Zeit bestritten wurde: nämlich den Beitrag, den Frauen in den jeweiligen Epochen zur Wirtschaft des Landes geleistet haben. Damit wird in aller Deutlichkeit sichtbar, was als eigentliche Konstante der italienischen Frauengeschichte gelten kann, seien Frauen nun Eigentümerinnen oder Arbeiterinnen gewesen: die „Kluft zwischen der Bedeutung der Frauen einerseits und ihrer geringen sozialen Anerkennung andererseits“, bzw. zwischen ihrem „Vorhandensein“ und ihrem „Wertsein“ (Groppi, XVI). Unabhängig von den verschiedenen Epochen und Orten läßt sich das Zentrum der in diesem Buch erzählten Geschichte in dem unablässigen Versuch einzelner wie organisierter Frauen sehen, diese vom Mittelalter bis zur Gegenwart bestehende Kluft zu überwinden.

Was nun sind die wichtigsten Ergebnisse dieses neuen Ansatzes? Allem voran ist zu unterstreichen, daß der Schritt, der innerhalb der *Women's Studies* von der anfänglichen Betonung des „Vorhandenseins“ hin zum aktuellen Interesse an dessen „Wertsein“, zur sozialen Anerkennung also vollzogen wurde, einen Perspektivewechsel mit sich bringt, der die „Allgemeine Geschichte“ tangiert und zu einer Neudefinition von Bereichsabgrenzungen und Periodisierungen führt. Man denke etwa an die in allen Beiträgen des Bandes festgestellte jahrhundertelange Kontinuität der Ausgrenzung weiblicher Arbeit aus den städtischen Handwerkerkorporationen: Rückt diese Ausgrenzung in das Blickfeld der Untersuchung, dann ist die Gesamtheit der Quellen betroffen; das gilt sowohl für das mittelalterliche Italien (Piccinni) wie für das Italien der Gegenwart (Laudani). Hand in Hand mit der Herausbildung der Korporationen geht also eine Marginalisierung und ein Unsichtbarwerden weiblicher Arbeit einher – sei es im Florenz oder Genua des Spätmittelalters (Greci), sei es im Venedig des 17. und 18. Jahrhunderts (Groppi). Die Beständigkeit dieses Phänomens ist charakteristisch für ein Land, das in seinem *making* erstaunlich gleichförmig ist: Dem Italien der „hundert Städte“ entspricht ein Italien der „hundert Korporationen“, die sich in der bewußten – nicht nur

realen, sondern stärker noch symbolischen – Ausgrenzung der Frauen in bezug auf die sich herausbildenden Regeln des Arbeitsmarkts treffen (Laudani). Existiert damit ein gemeinsames kulturelles Geflecht, ein kultureller „Code“, der über die Jahrhunderte hinweg ein Land zusammenhielt, das bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts keine politische Einheit hatte? In welchem Maße wirkten sich – wie Carlo Poni in seinem Beitrag zur neuzeitlichen Organisation der Arbeit in den Seidenmühlen fragt – die Implikationen dieses kulturellen „Codes“ auch auf das soziale Milieu aus, und begünstigten sie, mit territorialen Differenzierungen, die Verbreitung des technologischen Fortschritts? Der Zusammenhang zwischen der ökonomischen Marginalität der Frauen und der Flexibilität des Arbeitsmarkts wird zentral für das Verständnis der vielfältigen Strategien bei der gesellschaftlichen Modernisierung des Landes. Von höchstem Interesse sind diese Phänomene aus heutiger Sicht im Zusammenhang mit der Frage nach einer nationalen Identität, die in aktuellen geschichtswissenschaftlichen Debatten so großen Raum einnimmt. Es lohnt sich daher, sich genauer mit ihnen zu befassen – und die folgenden Überlegungen entstammen in erster Linie der Perspektive einer „Zeitgeschichtlerin“.

Man kann sich beispielsweise fragen, worin die Stärken einer „nationalen“ Identität bestanden, in deren Selbstverständnis die Frauen vom Mittelalter bis 1977, bis zum sogenannten *legge di parità* (Gleichheitsgesetz), beharrlich von der vollen institutionellen und symbolischen Verwertung ihres Arbeitsbeitrags ausgeschlossen waren. Die Antworten darauf fallen in den einzelnen Untersuchungen verschieden aus, doch scheinen sie mir in der Beschreibung einiger konstitutiver Elemente des nationalen „Codes“ gleichzeitig übereinzustimmen. Als erstes wäre hier die durch das Konzil von Trient konsolidierte Rolle der Kirche und der religiösen Institutionen zu nennen. Durch das kirchliche Monopol auf karitative Einrichtungen (das etwa in Großbritannien nicht existierte) entwickelt sich ein früher und direkter Zusammenhang zwischen religiöser Disziplinierung und Disziplinierung der Industriearbeit (auf den Poni explizit Bezug nimmt und den Groppi in *I conservatori della virtù* – Die Tugendhüter – untersucht), ohne den andernorts obligaten Umweg über die „Konstruktion“ eines disziplinierenden Gewissens des „einzelnen“ Individuums. Auf diesen Punkt haben in der Vergangenheit verschiedene italienische Wissenschaftler nachdrücklich hingewiesen, sowohl im Hinblick auf das Industrieproletariat (Stefano Merli¹) wie in bezug auf die Führungseliten (Silvio Lanaro²): Die Kirche erscheint als nationale Institution, als fester Stützpunkt für die traditionellen Schichten, aber ebenso sehr als ein Apparat, der im Bedarfsfall Modernität entsprechend den Normen einer an der familiären Hierarchie orientierten Kontinuität modelliert. Könnte man hierin das Zeichen einer dauerhaften nationalen Identität sehen?

Kommen wir zum nächsten Punkt, der mit dem obigen Hinweis auf die familiäre Hierarchie bereits angesprochen wurde. Die zentrale Stel-

1 Stefano Merli, *Proletariato di fabbrica e capitalismo industriale. Il caso italiano, 1880–1900*, Florenz 1972.

2 Silvio Lanaro, *Nazione e lavoro*, Venedig 1979.

lung der Familie ist ein weiteres konstitutives Element der nationalen Identität. Das gilt sowohl für die offensichtliche Funktion der Familie als Basiszelle der gesellschaftlichen Organisation wie für ihren spezifischen Symbolwert. Alle Beiträge des Bandes insistieren auf der einen oder der anderen Einrichtung, die die „italienischen“ Frauen daran hindern, sich aus den lokalen Bindungen wie aus den Fesseln ihrer Geschlechtszugehörigkeit zu befreien und Zugang zum Arbeitsmarkt zu suchen. Das heißt, mit anderen Worten (die eine andere Geschichte erzählen würden), daß die Frau kein „Individuum“ ist und nicht den Weg beschreitet (den unter anderen Louis Dumont³ exemplarisch darstellt), dem in der Neuzeit der Mann sowohl auf dem Arbeitssektor wie innerhalb der Kirche folgt und an dessen Ende seine Identität als Individuum, Staatsbürger und Eigentümer steht.

Der *locus* dieser verfehlten Emanzipation ist für die Frau der Haushalt im Sinne von Familie, verstanden als Synonym für eine „naturwüchsige“ Organisation, die im Gegensatz zur wachsenden ökonomischen Rationalität der Organisation der Gesellschaft steht. Daraus ergibt sich die Bedeutung eines theoretischen Ansatzes, der neben die Untersuchungen zur Arbeit auch Studien zu Eigentum, Besitz und Regelung der Erbfolge stellt. Noch im 19. Jahrhundert erhebt sich die Familie zum Symbol einer verlorengegangenen Ordnung, und die Nichtanerkennung der Rolle der Frau als Eigentümerin garantiert den Fortbestand dieser Ordnung. In diesem Schema existiert das Individuum nicht außerhalb der Familie, besser gesagt, außerhalb der häuslichen vier Wände. Jenseits davon beginnt im 19. Jahrhundert das männliche Individuum zu existieren, mit der Soziabilität seiner „Spezies“. Die weibliche Soziabilität hingegen beschränkt sich auf den Raum der Familie und des Haushalts. Das geht auch deutlich aus notariellen Akten hervor: In ihnen wird, wie Romanelli hervorhebt, von Frauen verlangt, zwei Prinzipien miteinander zu vereinigen, die sich gegenseitig ausschließen: den Absolutheitsanspruch individueller bürgerlicher Rechte einerseits, und die Bevormundung durch eine Familienordnung, die sich auf Solidarität und Hierarchie stützt, andererseits. Die Autonomie der Frau ist, so sie überhaupt existiert, an „Übergangsstadien“ (wie Witwenschaft oder Vormundschaft über einen unmündigen Sohn) geknüpft, oder orientiert sich am aristokratischen Modell des *Ancien Régime*.

Obwohl kein Individuum, lebt die Frau die Schwierigkeiten und das Alleinsein des Individuums, noch ehe sie dessen Freiheit kennt: das Alleinsein angesichts der Geburt, der Arbeit, des Ausdrucks ihres testamentarischen Willens, angesichts ihrer Herkunftsfamilie und der Familie ihres Mannes, das Alleinsein angesichts des Todes. Allein ist sie als Arbeitende, als Hausangestellte, als Eigentümerin von Mitgift und ererbten Gütern, immer oszillierend zwischen „Individualismus und Familialismus“ (Ago); allein ist sie mit der lange schwankenden Einstellung der Kirche zur Sexualität konfrontiert (Ferrante), allein ist sie als „weiße Witwe“ in den bergamaskischen Hochtälern (Merzario), als potentielle Ehefrau, die immer erst spät heiraten kann, und in den Häusern, in denen

3 Louis Dumont, *Individualismus: Zur Ideologie der Moderne* (franz.: *Essays sur l'individualisme*), Frankfurt a. M. 1991.

sie als Bedienstete arbeitet (Arru), als Arbeiterin, die für sich und ihre Kinder den Lebensunterhalt verdienen muß.

Das Alleinsein begleitet diese Frauen bis an die Schwelle des 20. Jahrhunderts. Zugleich identifizieren sie sich in ihren Emanzipationsbestrebungen erst spät mit laizistischen und individualistischen Moralvorstellungen, auch deshalb, weil diese in Italien lange Zeit nur schwach ausgebildet oder überhaupt inexistent waren. Die großen Arbeitskämpfe des 19. und 20. Jahrhunderts stützen sich hier auf katholische und sozialistische Vorstellungen von Solidarität, nie auf das Bewußtsein individueller Rechte. Die Auswirkungen dessen auf die institutionellen Rahmenbedingungen und die Arbeitssituation der Frau liegen auf der Hand. Solidarität, sofern sie vorhanden ist, *schützt* sie (das gilt sogar für ein Regime wie das des Faschismus), *befreit* sie aber nicht von den für sie verbindlichen Verpflichtungen. So kommt es, daß noch im 20. Jahrhundert, und trotz des mittlerweile zentralen Stellenwerts der Erwerbsarbeit, die arbeitende Frau nach wie vor eine „abhängige Variable“ in bezug auf einen Arbeitsmarkt ist, der sich am *pater familias* orientiert. (Pescarolo unterstreicht den Zusammenhang dieser Entwicklung mit dem tayloristisch-fordistischen Industriemodell, das – wie man sagen könnte – in Italien bis zum vorgestrigen Tag vorherrschend war.)

Eine weitere, bis heute gültige Frage betrifft das unterschiedliche Gewicht, das die beiden Säulen der Kontinuität – die Kirche und die Familie – in verschiedenen Regionen haben. Diese Unterschiede bestimmen nämlich auch das Verhältnis der Frauen zu den Institutionen, vor allem seit der Entstehung einer demokratischen Massengesellschaft, in der sie passiv oder aktiv Teil einer sich konstituierenden Zivilgesellschaft sind. Wenn sich heute Soziologen wie Robert Putnam⁴ fragen, warum die Beziehung zwischen Staatsbürgern und Institutionen in den einzelnen italienischen Regionen – wie in den ländlichen Gebieten Siziliens und des *Val di Chiana* – so unterschiedlich ist, kommt dem Wissen um die Tatsache, daß die Frauen in der Toskana immer auf den Feldern gearbeitet haben, während sich in Sizilien ihre Arbeit traditionell auf das Haus beschränkt hat, entscheidende Bedeutung zu. Hier handelt es sich um Fragen, die sich nur zum Teil mit dem großen nationalen „cleavage“ beantworten lassen, dem Dualismus von Nord und Süd. Gleichzeitig ist in diesem Zusammenhang wichtig zu reflektieren, in welchem Maße die aktive wirtschaftliche Rolle der Frauen im Lauf des nationalen Industrialisierungsprozesses mit dem Schicksal der Textilverarbeitung zusammenhängt, die nach der italienischen Einheit im Süden einen frühzeitigen Niedergang erfuhr, während sie in Mittel- und Norditalien weniger stark oder erst später an den Rand gedrängt wurde.

Ein weiteres für eine Reflexion der gegenwärtigen Situation interessantes Thema ergibt sich in aller Schärfe aus einem von De Clementi erarbeiteten Vergleich mit den Vereinigten Staaten, in dessen Brennpunkt die Frauen und Töchter der italienischen Emigranten stehen. In

⁴ Robert Putnam, *Making Democracy Work: Civic Traditions in Modern Italy*, Princeton, 1993.

der amerikanischen Gesellschaft, schreibt die Autorin, „wurde die nicht vorhandene vertikale Mobilität kompensiert durch eine Vielzahl produktiver Aktivitäten, die auf einer horizontalen sozialen Ebene einen Wechsel von einer Tätigkeit zur anderen erlaubten“ (430). Obwohl sich die soziale Mobilität auch in den Jahren der amerikanischen Wirtschaftskrise alles in allem nicht verändert hat, kommt es durch die Arbeit der Frauen in der Familie zu entscheidenden Verschiebungen in der Rollenverteilung. Daraus könnte geschlossen werden, daß der gegenwärtige Ausbruch aus ihren traditionellen Rollen für Frauen sehr viel stärker an eine territoriale als an eine soziale Mobilität der Familie gebunden ist, obwohl in Italien eine mögliche Verbesserung der wirtschaftlichen Situation der Arbeiterfamilien beim Wechsel von der Landwirtschaft in die Industrie, vom Land in die Stadt, zumindest vorübergehend zu einer Verstärkung des familiären Zusammenhalts führt: Für eine solche Verbesserung stellt der ökonomische Beitrag der arbeitenden Frau eine Voraussetzung dar, jedoch im Rahmen ihrer nicht hinterfragten untergeordneten Position in der Familienhierarchie – wie Pescarolo zeigt, die hier Ergebnisse eigener Untersuchungen und der Arbeiten Franco Ramellas aufgreift.

Kehren wir nun zur Eingangsfrage zurück, dem Wert der Frauenarbeit in Italien und dem konstant gespannten Verhältnis zur sozialen Anerkennung dieser Arbeit. Den entscheidenden Bruch stellt in der Gegenwart der massenhafte Übergang zu entlohnter Arbeit dar, und hier schlägt die Quantität um in eine neue Qualität. Die geographische Mobilität, die Möglichkeit, sich auf dem gesamten staatlichen Territorium bewegen zu können, um einer nationalen Nachfrage nachzukommen, konsolidiert die Sichtbarkeit der Frauen und damit ihre Emanzipation: Dies gilt für die Lehrerinnen und die Postangestellten (Soldani und Odorisio), deren Schicksal gerade nicht aufgrund ihrer – auch durch die Literatur wohl-bekannt – Probleme mit ihrem Gehalt und mit den Arbeitsnormen beeindruckt, sondern aufgrund der numerischen Daten, die im Laufe weniger Jahrzehnte die Aussichten tausender Frauen grundlegend veränderten. Für sie wurde in jeder Region des italienischen Staatsgebiets die geographische Mobilität auf symbolischer Ebene unausweichlich auch zur sozialen Mobilität, was vor allem das Beispiel der Lehrerinnen zeigt, deren Anzahl von 3061 im Jahr 1891 auf 42000 im Jahr 1907 stieg und die zahlenmäßig ihre männlichen Kollegen bereits 1877 überrundeten.

Die Anfänge der Frauenemanzipation markieren also Eisenbahnen, neue Kommunikationsmittel, Postämter, Schulen. Sie ist in erster Linie ein Bruch mit den Bindungen an die lokale Gemeinschaft, Aneignung der überregionalen Landessprache. Die Frauen müssen sich zuallererst Mobilität verschaffen, die in Italien vor allem territoriale Mobilität ist, das physische Verlassen der bäuerlichen Welt. Erst durch die räumliche Distanzierung von dieser Welt, von Rollen und Räumen, die der Kontrolle der bäuerlichen Kultur unterliegen, kann die Frau sich emanzipieren, das Haus verlassen, weggehen, reisen: als Arbeiterin auf den Reisfeldern und als Fabrikarbeiterin, als Lehrerin, Vortragende, Krankenpflegerin und Rotkreuzschwester, als Postangestellte oder als Ehefrau der Beamten, die sich im Zuge der Ausdehnung des öffentlichen Verwaltungsap-

parats auf dem gesamten nationalen Territorium bewegen. Die geographische Mobilität, das Verlassen der bäuerlichen Gemeinschaft, ist für den Prozeß der Frauenemanzipation von entscheidender Bedeutung. Vielleicht bleibt noch sehr viel über den Zusammenhang dieses Prozesses mit der parallelen Zunahme von Stellen im öffentlichen Dienst zu klären: etwa zur Verbreitung der Schrift, der Schule, der Nationalsprache als universellem „Code“ (Soldani). Territoriale Mobilität, Verstädterung und Zirkulation innerhalb des gesamten Staatsgebiets sind also die Voraussetzungen für das Entstehen neuer sozialer Aufstiegswünsche, auch wenn sich diese erst in der nach dem Zweiten Weltkrieg entstehenden Massengesellschaft voll entfalten und sich dann vorrangig auf den Erwerb von Konsumgütern richten. Eine mit diesem Prozeß zusammenhängende Fragestellung betrifft die Herausbildung einer italienischen Mittelschicht, die sich als „überlokale“ Schicht erst durch den Prozeß der *Nationalisierung* entwickeln konnte und nicht, wie andernorts, mit dem Prozeß der *Modernisierung*. Das erklärt die besondere Bedeutung der Verwaltungsinstitutionen und damit der Politik in Italien, während in Ländern wie Frankreich oder Großbritannien unabhängig von der öffentlichen Verwaltung eine Mittelschicht aus Handwerkern und Kaufleuten mit einer eigenständigen Kultur im Rahmen von Markt und Zivilgesellschaft entstand.

Was hier aus der Perspektive einer Geschichte der Frauen unterstrichen werden soll ist die Tatsache, daß die territoriale Mobilität aufgrund der Arbeit in der staatlichen Verwaltung symbolisch zwar mit Zugehörigkeit zur nationalen Mittelschicht verbunden ist. Vor allem aber gewährt diese Arbeit Tausenden von Frauen indirekt eine Anerkennung als „soziale“ Staatsbürgerinnen, die ihnen auf politischer Ebene bis nach dem Zweiten Weltkrieg verweigert wurde. (Die Einführung des Frauenwahlrechts durch ein Dekret der zweiten Regierung Bonomi stammt vom 1. 2. 1945). Die Frauen erlangten in Italien also zuerst soziale Bürgerrechte, und das auf der Basis einer durchgehend „protektionistischen“, nie „emanzipatorischen“ Gesetzgebung, die von einem Staat ausging, der damit die Konkurrenzmacht der Familie einzuschränken suchte; explizit trifft das auf den Faschismus zu. Dieses soziale Faktum erklärt möglicherweise – gemeinsam mit anderen Faktoren, zu denen nicht zuletzt die repressive Rolle des Faschismus zählt – den nach dem Ersten Weltkrieg einsetzenden Prozeß der Verdrängung der breiten und einschneidenden Emanzipations- und Suffragetten-Bewegung der Jahrhundertwende. Seither insistierten die italienischen Frauen äußerst bestimmt auf die Anerkennung ihrer sozialen Rollen (als Mutter oder arbeitende Frau), wesentlich weniger jedoch auf ihren Forderungen nach den Rechten eines liberalen Individualismus, wie Emanzipation, Gleichberechtigung, Anerkennung ihres „Andersseins“. (Doch es stellt sich die Frage, ob dieses Phänomen nicht auch in den Frauenbewegungen der anderen europäischen Länder anzutreffen ist.) Auf den nachfolgenden Generationen lastete – auch nach dem Ende des Faschismus – das Gewicht von anfangs nicht zu lösenden Widersprüchen (Ballestrero), die zum Ausgangspunkt der Diskussionen des italienischen Neofeminismus der 70er Jahre wurden.

Es scheint mir kein Zufall zu sein, daß sich, ausgehend von diesen Diskussionen, in den letzten Jahren eine Historiker/innen-Schule for-

miert hat, die sich mit *Women's Studies* beschäftigt und die – wie dieser Band zeigt – in der Lage ist, die Geschichte der Frauen innerhalb der historiographischen Diskussion zum *making* Italiens über einen langen Zeitraum hinweg und unter einem komparatistischem Blickwinkel zu untersuchen.

Mariuccia Salvati, Bologna
Aus dem Italienischen von Johanna Borek

Gunilla-Friederike Budde Hg., **Frauen arbeiten. Weibliche Erwerbstätigkeit in Ost- und Westdeutschland nach 1945.** Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1997, 301 S., öS 285,00/DM 39,00/sFr 36,00, ISBN 3-525-01363-9.

„Debatten über Frauenerwerbstätigkeit“, so beginnt Gunilla-Friederike Budde ihren einleitenden Beitrag zum Sammelband, „sind nicht neu.“ Neu hingegen sind Analysen zum Zusammenhang zwischen weiblicher Erwerbstätigkeit und Emanzipation in vergleichender Perspektive, insbesondere bei unterschiedlichen politischen und sozialen Sicherungssystemen. Spannend wird es, wenn eine vergleichende Untersuchung von Frauenerwerbsarbeit sich auf so gänzlich verschiedene Systeme wie die beiden deutschen Nachkriegsgesellschaften bezieht; besonders dann, wenn es nicht nur darum geht, Unterschiede und Gegensätze zu erarbeiten, sondern auch Ähnlichkeiten nachzuzeichnen.

Der insgesamt zwölf Beiträge umfassende Sammelband, der auf eine 1996 an der Freien Universität Berlin veranstaltete Tagung zur „Frauenerwerbsarbeit nach 1945“ zurückgeht, zielt auf die Analyse der unterschiedlichen Facetten der Frauenerwerbstätigkeit und der Frauenpolitik im deutsch-deutschen Vergleich und ist in drei Kapitel gegliedert: I. Weibliche Erwerbstätigkeit in Westdeutschland, II. Weibliche Erwerbstätigkeit in Ostdeutschland und III. Weibliche Erwerbstätigkeit in deutsch-deutschen Vergleichen.

Karin Hausen erörtert in ihrer auf die BRD bezogenen Forschungsdiskussion die dominante und bis in die 1960er Jahre weitgehend gesellschaftlich konsensfähige Konstellation Ernährer-Hausfrau/Zuverdienerin, die von einer starken Familienorientierung geprägt ist. In den letzten zwei bis drei Jahrzehnten ist das zur geschlechtsspezifischen Hierarchisierung und Segmentierung des Arbeitsmarktes führende Modell brüchig geworden. Und doch gestaltet sich die Suche nach einem neuen konsensfähigen Konzept, das Ungleichheit überwindet und zu gleichen wirtschaftlichen, sozialen und politischen Chancen *beider* Geschlechter führt, bis heute als außerordentlich schwierig. Vorsicht, so Hausen, ist geboten, wenn von *Frauenförderung* dann gesprochen wird, „wenn es um Probleme der Vereinbarkeit von Beruf und Familie, d. h. um Familienförderung geht. Statt diskursiv durchzusetzen, daß Männer in gleicher Weise und mit denselben Arbeiten wie Frauen für ihre Familie zuständig sind, was eine Vorbedingung für die Durchsetzung von Chancengleichheit auf dem Arbeitsmarkt wäre, ist die heute lebhaftere Frauen-